

Gießener Professoren.

Joseph Hillebrandt.

Geboren 1788, gestorben 1871, Professor in Gießen 1822 bis 1850.

Vor mir liegt ein vergessenes Buch, eins von den ganz vergessenen: „Der Organismus der philosophischen Idee in wissenschaftlicher und geschichtlicher Hinsicht. Dresden und Leipzig 1842.“ Der Autor hat darin die Summe seines Denkens gezogen. In der Vorrede wird von „selbstinnerlicher und damit notwendiger Entwicklung“ gesprochen. Dies „und damit“ ist die Formel für Joseph Hillebrandts Geist und Charakter. Zwischen der letzten ersinnbaren Tiefe des Gedankens und aller Wirklichkeit des Geschehens und Tuns bestand für ihn kein nachhaltiger Widerspruch. So vollzieht sich's auch in dem Buche. Die Idee bildet sich das Wirkliche zu, sicher und unbeirrt. Durch die Ebene gleitet sanft ein Strom, jetzt besonnt unter heiterem Himmel, jetzt geschwellt durch leise rieselnden Regen; der Strom nimmt friedsame Nebenflüsse auf und treibt zum Meere. Es gibt nicht Strudel noch Katarakte.

„Insofern nun der Gedanke sich als absolute Tatsache selbstverfaßt und auf dem Grunde und im Elemente dieser Selbsterfassung das Sein bestimmt, erscheint er als der philosophische Gedanke, als die philosophische Idee.“ Man erinnert sich an Hegel, aber Hillebrandts „historischer Organismus“ ist dem „wissenschaftlichen Organismus“, die „historisch-konkrete Bestimmtheit“ dem konstruktiven Verfahren viel entschiedener, viel selbstverständlicher untergeordnet. Bei Hegel wird die Selbsterzeugung des Geistes in der Geschichte dessen vornehmste Leistung; Hillebrandts organisierte Idee will es nicht Worts haben, aber sie würde auch mit ihrer Absolutheit zufrieden sein; es scheint nur gefällig von ihr, daß sie in der Geschichte sich entfaltet. Hegel zwingt Widerstände zu Boden, die Hillebrandt gar nicht bemerken

würde. Dieser Metaphysik ist es ins Gesicht geschrieben, daß sie im Geiste ihres Urhebers aus der Aesthetik empfangen wurde. Hillebrandt war eine „schöne Seele“ und ein Mensch umhengen, beglichenen Gemütes. Seine subjektive Bildung strebte er als Wissenschaft zu objektivieren, sich mitzuteilen. Solche Naturen werden es nicht gewahr, daß ein Innerstes der Aeußerung widerstrebt; darum sind sie wortreich, wiederholungsfroh. Hillebrandt sagt von Jacob Böhme: „Man sieht in ihm ein mächtig Ringen des Geistes, sich zum spekulativen Gedanken zu befreien, allein es gelingt ihm nicht, zur Bestimmtheit seines idealen Selbstbewußtseins zu kommen.“ Jacob Böhme verharrt im Kreise seines unbezogenen Selbst, weil ihm das Werkzeug dialektischer Schulung fehlt; Hillebrandt, weil ihm das Geschick in der Handhabung des Werkzeugs das Werk zu leicht macht. Man fühlt mit ihm den Genuß der Spekulation; und daß er so disponiert und subdisponiert nach Herzenslust, es läßt sich schon begreifen; auch andere vermeinten der Festigkeit eines Gedankenbaus aufzuhelfen durch die Vielgestalt der Gliederung.

In der katholischen Theologie war er aufgewachsen — er entwand sich der Autorität, aber er wollte doch zeit-lebens *καθολος*, fertig das Sein umfassen. Philosophie verlegt ihr Ziel in den stetigen Erwerb einer zureichenden Ansicht des endlos beweglichen Forschens; das hätte Hillebrandt nimmer genügt, er brauchte eine „Welt anschauung“, er mußte für sich abschließen.

„Die Idee“ heißt ihm „der freie Gedanke“, und in seiner Literaturgeschichte (erschienen 1845 — 46) wollte er darstellen, wie Deutschland seit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts die „schweren Bürden“ abgeworfen hat, „die auf der Freiheit

seines Lebens lasteten.“ „Nur für Arbeit und Mühe verkaufen die Götter das Gute den Sterblichen“, sagt der alte Hesiod. Auf welche Nation wäre dieses wohl mehr anzuwenden, als auf die deutsche, der es deßungeachtet, zum Teil bis auf die Gegenwart, nicht vergönnt werden sollte, sich ihrer Güter in heiterer Stunde ohne Sorge und Vormundschaft zu freuen?“ Hillebrand half treulich dazu, die weimarische Kultur zu einer deutschen zu verallgemeinern, sie einzuordnen in den Rahmen der Universität und sie zu vermitteln an die breite Bildung des Bürgertums. Der unbedingte Vorrang des subjektiven Geistes sollte sich in unserer Literatur bewähren; aus der Erläuterung der einzelnen Werke sollte nicht nur die Einheit jeder der schaffenden Personen erfolgen, sondern auch die Notwendigkeit der durch die Personen hindurchgehenden Entwicklung, das, was wir das objektive an dieser Entwicklung nennen möchten. Der Entwurf ist bedeutend, und in der Ausführung traf Hillebrand gar oft den Punkt, wo ästhetisches und historisches Urteil aufeinanderpassen. Wir mühten heute näher sein der Lösung des literar-geschichtlichen Problems überhaupt, wenn wir Hillebrands Literaturgeschichte als „gänzlich überholt“ bezeichnen dürften. Daß er Schiller herb behandle, ist oft getadelt worden. Aber hier war er nur aufrichtig nach seinen Möglichkeiten. Der Jünger der fertigen Idee konnte den Kämpfer der ewig sich durchsetzenden nimmer verstehen. Zu Goethe zog ihn die „Naivität“ des Genius. Goethes „Charakter erscheint uns in der Konsequenz des Kunstwerks, wobei es nicht sowohl auf die Starrheit eines Grund-satzes, als auf die anschaulich-wohlge-fällige Einheit in der Totalität des Ver-schiedenen ankommt.“

Solch „wohlgefällige Einheit“ war nach seinen Maßen Hillebrand selbst. Seine Schreibart verrät uns den Klang der gesprochenen Rede. Deutschland erlebte damals eine Blüte der anmutigen Konversation als Nachwirkung der Romantik. Wenn wir an dem unscheinbaren Häuschen auf der Westanlage vorüberkommen, wollen wir bedenken, daß hier einmal Geselligkeit und spielender Geist wie in einem Salon beieinanderwohnten. Joseph Hillebrand unter seinen Freunden wird uns lebendig durch die Schilderung einer scharf und sympathisch beobachtenden Frau: „Er war das unschuldigste, naivste Kind, das mir je vorgekommen ist — harmlos heiter, doch auch schalkhaft witzig. Dabei so vornehm und bis zu gewissem Grade zurückhaltend, daß es wohl niemals vorgekommen ist, daß jemand in Scherzen oder in Belehrung seines Welt-Unverstandes zu weit ging. Wurde mitten in scherzhaften Spielen der Unterhaltung ein ernstes Thema zufällig berührt, war er im Handumdrehen der fesselnde Redner, der geistreiche Denker, der einen mit fortriß durch sein eigenes Singenommensein. In schöner

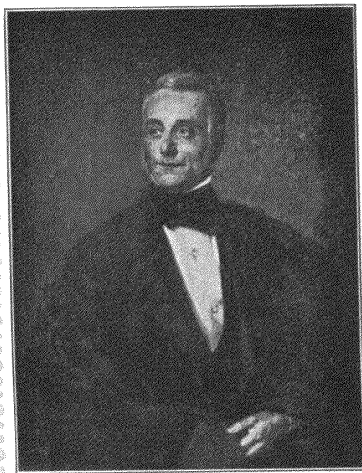
Sprache, klar und warm, drückte er dann seine Gedanken aus. Man konnte nicht aufhören, seinen feinen Kopf anzuschauen, sein interessantes Gesicht, die beherrschenden Augen, die doch zugleich so tiefinnerlich blickten, als ob er von seiner Umgebung nichts wisse.“

Er brauchte dennoch Hörer, brauchte „Sozialität“. Die Studenten, für Abstraktionen zu jener Zeit empfänglicher, sind seinem Vortrag mit Spannung und Ausdauer gefolgt. Das erzählen die sauberen Kolleghefte im Handschriften-zimmer unserer Bibliothek. Viel allgemeine Anregung hat Hillebrand mitgegeben. Wer will abschätzen, was vom Ra-theder der „schönen Wissenschaften“ an fortzeugender Kultur hinausging aufs flache Land, ins evangelische Pfarrhaus, ins Klassenzimmer des kleinstädtischen Gymnasiums. Auch der Richter und der Arzt standen ja in dieser Gemeinschaft der Humanität, die uns kein Realismus noch ersetzt hat. Die Jugend hing ihm an als dem libe-ralen Dozenten. Im Jahre 1848 saß Jo-seph Hillebrand in der zweiten Kammer. Er nannte sich demokratisch-monarchisch, um den „prinzipiellen Standpunkt“ eifriger besorgt als um den „faktischen“. Er behauptete das „entschiedene Recht der Revolutionen in der Entwickelungs-geschichte der Staaten“, aber er verbat sich (in der Sitzung vom 24. Juni) eine Ausdehnung dieses Rechtes über die Grenze hinaus, wo „endlich dasjenige selbst, was die Revolution will, in Frage gestellt wird“. Im Grunde zeigt er sich auch hier als Neptunisten, dem das vulkanische eine untergeordnete Erscheinung bleibt. Es war sein edler Irrtum, daß die Politik der Idee so schnellbereit sich fügen würde wie alle Wirklichkeit seiner Vor-stellung. Der zarte Mann bekam die

plumpe Faust der Reaktion zu fühlen, 1850 wurde er seiner Professur enthoben. Diese Enttäuschung hat so wenig wie manche Kränkung früherer Tage seinen Seelenfrieden erschüt-tert; bei der Tochter Marie in Soden verbrachte er ein be-schauliches Greisenalter, nicht mehr produktiv, still in seinem Absoluten, heimgegangen bevor er verschied. Joseph Hille-brand hat seinen Lebensinhalt durch seinen Lebenslauf erfüllt.

Das Häuschen auf der Westanlage trägt eine Gedenk-tafel; sie nennt nur Karl, den berühmten Sohn. Was er bedeutet, läßt sich hier nicht beschreiben, aber Familienzüge fallen mir auf. Karls Stil ist körperlicher, er ist reiz-voller zugespitzt, die Sanftmut der Perioden gemahnt an den Vater. Josephs umgängliche Feinheit hat der Sohn zu europäischer Urbanität gesteigert. Die ästhetische Mitgabe des Elternhauses, bereichert durch die Anschauung der großen Welt, gewann neue, verdichtete Gestalt im klassisch gestimmten Essay. Auch der Idealismus des Gießener Pro-fessors erbte sich fort, nur umgedeutet zur Skepsis — jede Generation hat eben ihre Form der Ehrlichkeit.

R. A. Frischke.



Joseph Hillebrand.